Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 19 (1943-1944)

Heft: 27

Artikel: Traum in Stroh

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-711363

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

es wird hier nie zu viel getan, und selbst eine sich später als überflüssig herausstellende Maßnahme auf irgendeinem Gebiete der Arbeitsbeschaffung wäre einer ungenügenden Vorbereitung und deren Folgen entschieden vorzuziehen!

So möge für alle, die da ihre Pflicht still und getreulich erfüllt, die unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit und unter vielen Opfern während Jahren zum Schutze des Landes Wache gehalten haben, in jeder Beziehung vorgesorgt werden. Wir wollen ihnen dadurch einen bescheidenen Dank abstatten, daß wir ihre wohlbegründeten Wünsche und Hoffnungen nicht enttäuschen. Des heimkehrenden Soldaten Existenz muß um jeden Preis gesichert werden! Das ist bestimmt nicht zu viel verlangt, und darum rufen wir der Obrigkeit und all denen, die dazu beitragen können, mit Ulrich Zwingli zu: **Tut um Gottes willen etwas Tapferes!**

Défilé

Auf, Tagwache!

Fort, der Traum, Augen auf. Blendendes Licht. Der Raum ist fremd, das Stroh frisch. Und warm. Schade, daß es verlassen werden muß. Erinnerung stellt sich ein, der Körper schnellt hoch. Letzter Tag — Défilé — Entlassung.

Im Gange draußen Geklirre von Kesseln. Dampfender Kakao erscheint. Morgenverpflegung. Noch einmal Gamelle herunter, noch einmal Sackmesser heraus, noch einmal Eisenlöffel.

Leben kommt in die Gesellschaft, Befehle schwirren durch die Luft. Devise: Tempo, Tempo! Bereitstellung. Letzte Inspektion, Augenmerk auf saubere Schuhe, eng geknöpfte Hosenbeine, verschlaufte Tornisterriemen, dann hinaus.

Es schneit. Riesige Flocken wehen, Nastüchern gleich, um die Lampe vor dem Haus. Weißes Märchenland. Endlos lange Kolonne steht bereit, reicht über zwei Dörfer hinaus. Reitpferde trippeln aufgeregt im Schnee. Weißer Schmuck auf der Mütze des Reiters. Schneemänner sind wir alle. Spuk aus Tausendundeiner Nacht.

Kolonne zieht an. Laufschritt — Stillstand — Laufschritt. Dann wieder warten, endlos lange warten. Langsam graut der Tag herein, dichter wird das Schneetreiben. Bedenklich nasse Füße, tropfnasse Handschuhe, in erfrorenen Fingern der Karabiner.

Letzte Verhaltungsmaßregeln: Erste Fahne Taktschritt, zweite Fahne Achtung rechts, dritte Fahne geradeaus marsch, vierte Fahne Feldschritt. Obwohl längst eingedrillt, wird der Befehl stetig wiederholt.

Stadteingang. Menschen stehen an den Straßen, bestaunen die Menge der Soldaten. Das Schneetreiben wird dichter. Wieder Halt. Lange Wartezeit. Oberst und Major besichtigen die Einheit, bemerken vom Pferd herunter jeden Riemen am Zeug, der nicht sitzt.

Vorwärts! Verschwunden die Nacht, hell und weiß der Tag, kalt die Luft, feucht die Kleider, glitschig ist der Asphalt. Es gilt. Von irgendwoher, weiter vorn, Musik. Stark betonter Taktschlag, der Schritt gleicht sich an.

Handschuhe weg! Steifgefrorene Finger klammern sich um den Kolben, der linke Arm verkrampft sich. Am Straßenrand Regenschirm an Regenschirm. Dichte, schweigende Menge, will sich das Schauspiel nicht entgehen lassen, ungeachtet des kalten, klatschnassen Wetters.

Kolonne zieht plötzlich ausgiebig an. Rechter Arm schwingt bis zur Patronentasche. Achtung, erste Fahne. Helmband liegt straff angezogen am Kinn. Hoch fliegen die Beine, reißen an den Gelenken, Füße knallen auf den Boden zurück. Kein Gedanke hat Raum. Köpfe fliegen rechts, Augen erspähen für kurzen Moment nur einen Ledermantel, eine Mütze mit viel Gold. Vorbei.

Jetzt erst spürt man den Arm wieder, die starren, schmerzenden Finger.

Steckt Rasse in den Kerlen, behauptet die Presse. wy.

Traum im Stroh

Vielleicht rührt er daher, der Traum, daß sich auch ein Schweizer Soldat, obwohl er nicht im Kriege drin steht, von ganzem Herzen nach Frieden sehnt und versucht, sich mit den unendlich verzwickten Kriegs- und Friedensproblemen auseinanderzusetzen. Vielleicht aber auch daher, daß ich konstatieren konnte, daß sich einige frisch aus der Rekrutenschule entlassene junge Burschen in unserer Einheit in beglückender Kameradschaft auszeichneten.

Einerlei, woher er rührt, der Traum war blendend und verleiht, selbst nachdem er ausgeträumt, den Mut, hoffnungsvoll der Zukunft entgegen zu sehen. —

In der vordersten Bankreihe saß ich, umgeben von meinen Freunden. Weiße, wallende Bärte reichten uns bis auf den Schoß, denn wir hatten ein unendlich langes, bewegtes Leben hinter uns, saßen jedoch aufrecht in unsern Bänken, und ich wußte, daß meine Augen ebenso jugendlich und freudig erregt leuchten mußten, wie die meiner Freunde, denn heute erlebten wir ja die Erfüllung unseres Traumes, Ernte der Arbeit eines ganzen Lebens.

Der Vorsitzende eröffnete die Tagung, wir erhoben uns von den Sitzen. Leider bereitete es uns Greisen einige Mühe, die Worte des Referenten zu verstehen, denn, so jugendlich wir uns auch noch fühlen mochten, eine neue Sprache zu lernen bereitete uns betagten Herren Schwierigkeiten. So spielend leicht, wie in jungen Jahren französisch, italienisch und englisch, erfaßten wir das neue Esperanto, die Sprache, mit der sich die ganze Welt verständigte, nicht mehr. Immerhin deutlich genug, um dem Verlauf der Tagung des Jugend-Weltverbandes folgen zu können.

Der Vorsitzende, kräftiger, netter Schweizerjunge in Pfadfinderuniform, auf dem rechten Aermel das weiße Kreuz im roten Feld, sprach sehr fließend, begrüßte im Auftrage des Bundesrates sämtliche Tagungsteilnehmer aufs herzlichste und würdigte in wenigen Worten die Anwesenheit von uns Veteranen.

«Schau dir diese alten Herren an, Jugend der Welt», rief er in den Saal, «sie haben einen guten Kampf gekämpft. Ihr Werk, begonnen nach dem großen zweiten Weltkrieg, zeitigt heute seine hoffnungsvollsten Blüten. Sie standen als Soldaten da, diese Alten, wie unsere Väter und Großväter alle. Nicht im Krieg draußen, davor bewahrte sie ein gnädiges Schicksal, gleichwohl aber lernten sie die Nöte des Soldaten kennen, und dieser furchtbare Krieg zwang ihnen die Ueberzeugung auf, daß das gesamte Weltsystem auf neuer Grundlage aufgebaut werden mußte. Sie standen in einer Welt voll Haß und Unverständnis, aber sie trugen die Ueberzeugung in sich, daß in der Jugend Kraft und edler Kern wohnen mußte, sie appellierten an die Kameradschaft, das Ideal jeder Jugend, und sie trugen ihre Idee, leuchtenden Fackeln gleich, in die Welt hinaus.

Jeder von Euch, Freunde, kennt in seiner eigenen Heimat den Kreis derjenigen, die den Kampf gegen den Egoismus und die Intoleranz ihrer eigenen Väter aufgenommen, mit diesen anwesenden Männern hier zusammen den ersten Welt-Jugendkongreß durchgeführt, und wir Jungen, die wir heute zusammenhalten, wissen ihnen Dank.»

Die Menge klatschte begeistert Beifall, und über die Wangen uns alter Kerle rollten Freudentränen — wir durften uns das leisten.

Man bat mich um einige Worte. Ich stützte mich auf meinen Stock und heftete meine Augen auf die Versammlung.

«Jungens», sagte ich, «ich hoffe, daß ihr mich verstehen könnt, wenn ich eure Sprache auch nicht vollkommen beherrsche. Seht, es braucht der großen Worte um unsere Arbeit nicht. Wir wußten doch einfach, daß wir auf die Jugend der ganzen Welt zählen durften, denn, im Geist der Kameradschaft geschult, mußten wir Jungen uns einfach verstehen, wir waren überzeugt, daß Jugend überall Rasse hat und Ideale kennt. Nicht wir, sondern die Ka-

meradschaft hat den Sieg errungen. Das ganze Geheimnis lag darin, die Jugend der Welt zusammenzutrommeln und sich aussprechen zu lassen. Ob das gelingen würde, stand außer Zweifel, denn wir beriefen weder alte, hitzige Parteischädel, noch katzenhaft gewandte und mit allen Wassern gewaschene Diplomaten, wir beriefen ganz einfach die führenden Kreise aller Jugendorganisationen, und gemeinsam dehnten wir unsere Kameradschaft auf alle aus. Auf diese Weise entstand der Welt-Jugendverband.»

«Ich weiß», erhob sich ein sportgestählter Amerikaner mit sorglosem Lausbubengesicht, «daß gerade in unserm Land das Kapital die größte Rolle spielte. Warum sich unsere Väter derart auf diese Macht stützten, ist mir heute nicht mehr ganz klar, glücklicher als wir konnten sie sich dabei bestimmt nicht fühlen. Unser Land ist noch heute reich an Schätzen, erst die internationale Einheitswährung aber brachte uns den wahren Segen, und dank der deutschen Technik befördern wir die Schätze, die der reiche Boden unseres Kontinents hervorbringt, per Flugzeug in die ganze Welt hinaus.»

Er verbeugte sich zum Vertreter der großdeutschen Jugend hinüber, der den Gruß erwiderte. Der Deutsche war sehr blond und bewies sehr viel Rasse. Ein Kerl, der einem Freude machen mußte.

«Dank für die Anerkennung unserer Technik», nickte er, «sie soll euch zur Verfügung stehen. Es gab eine Zeit, da Deutschland davon träumte, mit Hilfe dieser Technik Europa und die Welt zu beherrschen. Gott sei Dank sind die Tage dieses Alpdrucks längst vorbei, denn Deutschland erntete Haß. Aus diesem Haß aber lernten wir Jungen, den Weg zu erkennen, der uns statt des Hasses Freundschaft bringen mußte.

Die deutsche Jugend war vielleicht die erste, die die Jugendorganisation kannte, und wäre sie nicht unter dem Einfluß des Machtdurstes gestanden, hätte sie schon viel früher den Weg zur Jugend anderer Völker gefunden. Letzten Endes war es doch der damalige Reichsführer, der uns unbeugsame Kameradschaft lehrte. Das Prinzip seiner Lehre war in dieser Beziehung wohl richtig, falsch aber die Ausführung. Die Deutschen stellten von jeher ein Volk dar, das der Höhe entgegen strebte, Erfolg und Glück aber hat ihm erst die Staatsführung der Jugend gebracht, und zwar deshalb, weil sich die Jugend der ganzen Welt vorbehaltlos die Hand gereicht und heute zusammenarbeitet.»

Nach dem offiziellen Begrüßungsakt verhandelten die Jungen über Gegenwart und Zukunft, erörterten brennende Fragen der Wirtschaft und der Politik jedes einzelnen Staates, die Verhandlungen wurden wesentlich vereinfacht durch die Hilfe des neuen Weltesperanto.

An die dreihundert Personen beiderlei Geschlechts bevölkerten die riesigen Hallen des Genfer Völkerbundspalastes, der, seit die Jugend der Welt das Zepter in die Hand genommen, aus mehrjährigem Schlaf aufgeweckt, wieder neuem Leben und Zweck diente. Neben den dunkeln Köpfen der Griechen, Italiener, Franzosen, Spanier und Südamerikaner leuchteten die hellen Schöpfe der vielerlei Nordländer, auf einer Seite des Saales stachen farbige Volksvertreter hervor, Japaner, Chinesen, Orientalen und Neger, Exoten mit blauglänzenden Haaren und Russen mit breiten Schädeln.

Wohl nicht von ungefähr herrschte, neben der bunten Vielgestaltigkeit der Organisations-Uniformen, die braune Pfaderkluft vor, denn den Pfadfindern war die Vermittlung zwischen den Völkern weitgehend zu verdanken, den Burschen, die ihrem auf der ganzen Welt geltenden Grundsatz unentwegt gefolgt: Der Starke schützt den Schwachen.

Meine Freunde und ich, wir mischten uns nicht in die Verhandlungen ein. «Die Welt den Jungen» hatten wir einst als neue Parole proklamiert, und dabei sollte es bleiben. Wir fühlten uns dankbar, daß wir uns mitten in diesem Kreise blühenden Lebens bewegen durften, um die Saat langjähriger Arbeit aufgehen zu sehen.

Es war die Vertreterin der russischen Jugend, die mich um eine Unterredung bat.

«Was halten Sie von der Vereinheitlichung der ganzen Jugend auf der Welt?»

«Wie stellen Sie sich das vor?» wollte ich wissen.

«Wir sind endlich so weit», führte sie aus, «daß wir uns zu internationaler Zusammenarbeit gefunden. Ein weiterer Schritt vorwärts wäre die große Einheitsbewegung, statt der unzähligen, verschiedenen Organisationen.»

Ich winkte ab.

«So verschieden die Völkerrassen an und für sich, so verschieden ihre Probleme und Anschauungen. Lassen Sie doch jedem seine Eigenart!»

«Führt das nicht zur Verzettelung der Kraft?»

«Im Gegenteil, es stärkt. Verschieden gerichtete Interessen ergänzen sich in den Aufgaben und bieten beste Gewähr für den Bestand des Friedens.»

«Wenn Sie mir einen Beweis bringen könnten», sagte sie und sah mich ungläubig an.

Ich führte sie in das Zimmer, an dessen Wand die Schweizerkarte hing.

«Schauen Sie sich das an», forderte ich sie auf. «An und für sich schon ein kleines Land, beherbergt es zweiundzwanzig selbständige Kantone, die sich in ihrem Wesen zum Teil grundverschieden sind. Vier verschiedene Sprachen werden gesprochen, verschiedene Religionen bestehen nebeneinander, und dennoch, oder besser gesagt, gerade deshalb, weil jedem seine Eigenart gelassen wird, sind wir zu einem Staatswesen verschmolzen, das, unweigerlich zusammengefügt, in jeder Situation einig dasteht. Und das bald 700 Jahre.»

«Ich danke Ihnen», sagte die Russin, «das genügt.» Sie drückte mir die Hand.

Eine ganze Woche dauerte der Kongreß, dann öffneten sich die Tore des Völkerbundspalastes und entließen die Jugendvertreter aller Welt per Flugzeug in ihre Heimat.

In jenem Moment bin ich erwacht und hatte Kopfweh. Tastete verwirrt um mich und stellte enttäuscht fest, daß ich noch im Stroh lag. Trotzdem läßt mich der Traum nicht los. Und im Blick auf unsere Jugend, wie ich sie in Pfadfinderuniform in den Hallen des Roten Kreuzes in Genf bei Hilfsdiensten antraf, werfe ich die Hoffnung nicht über Bord, daß sie stark genug sein wird, in solcher oder ähnlicher Weise der Welt den Weg in die Zukunft zu weisen.

Denn: unsere Jugend ist stark. Und sie ist tapfer, und — sie weiß, was sie will. wy.

Um den Atlantikwall

Man hat durch die Presse erfahren können, daß der Atlantikwall und die deutschen Eingreifdivisionen für den Fall einer Invasion durch Generalfeldmarschall Rommel inspiziert wurden. Welche Bedeutung wird diesem Wall, der von der deutsch-holländischen Grenze bis zu den Pyrenäen reicht, zugemessen?

Der Atlantikwall hat die strategische Aufgabe, **die Verteidigung der europäischen Westfront mit möglichst geringen Kräften zu ermöglichen, solange der Schwerpunkt der Operationen im Osten liegt,** und zugleich die Basis für den See- und Luftkrieg gegen England zu sein. Der Atlantikwall erfüllt also die wichtigste Aufgabe jeder Landesbefestigung, **starke Kräfte für die Verwendung an entscheidender Stelle freizumachen und dennoch eine sehr große Sicherheit auf der von ihr geschützten Front zu geben.** Die Landbefestigungen sind für alle derartigen Fälle ein unentbehrliches Hilfsmittel der Kriegführung.

Die Hauptkampflinie des Atlantik-Festungswalls liegt im Gegensatz zur modernen Festungsanlage an ihrem vorderen Rande. Vorfeld bildet das Meer. Aufgabe der Eingreifdivisionen wird es sein, jeden Angreifer, der in der Hauptkampflinie eingebrochen ist, wieder in das Meer zurückzuwerfen.

Die Landungen über die deckungslose freie Ebene des Meeres bedingen unvermeidlich große Opfer. Der Verteidiger ist durch die Beton- und Stahlbauten weitgehend gedeckt. Die Eingreifverbände sind auf dem Lande gesichert untergebracht und werden wohl auch gedeckt vorgeführt werden können. Diese Gegebenheiten erhellen schon die Maßnahmen von Angreifer und Verteidiger, um ein Handeln im günstigen Sinne zu beeinflussen.

Der Atlantikwall entstand aus dem System kleiner Stützpunkte, die sich die Truppe nach ihrem Eintreffen an der Küste im Sommer 1940 geschaffen hatte. Von vorneherein wurde das Sy-